

B E R N E R

kulturagenda

Neu alle 14 Tage:
Kinder-Buchzeichen
Seite 4

N°43
Do., 23., bis Mi., 29.10.2008

Hemmungsloses Mitsingen erwünscht

Die Beatles haben in den 1970er-Jahren damit geflirtet, Madonna und Tina Turner praktizieren es zur Entspannung: das Singen von Mantren. In den USA wird der Kirtan, die altertümliche indische Praxis, immer populärer. Einer der Stars der Szene ist der Amerikaner Dave Stringer.

«Sein Kirtan rockt», sagen Dave Stringers Fans. Der ausgebildete Jazzmusiker entdeckte das Chanten, das gemeinschaftliche rituelle Singen, Anfang der 1990er-Jahre, als ihn ein Filmprojekt in ein indisches Meditationszentrum führte. Inzwischen tourt er seit zehn Jahren um die Welt, um sich gemeinsam mit seinem Publikum singend und tanzend dem Zustand der Ekstase zu nähern. Am 26. Oktober erstmals in Bern.

Herr Stringer, was für Menschen kommen an Ihre Konzerte?

Das Publikum ist sehr gemischt: von der tätowierten Yogafräule bis zur Gross-

mutter, die aussieht, als ob sie sich auf dem Weg zur Kirchenchorprobe verlaufen hätte. Ich lerne Wissenschaftler und Surfer, Punkrocker und Soldaten kennen. Häufig kommen Mütter mit ihren Kindern, die zu Hause bei meinen CDs miträllern. Sie wollen nicht nur zuhören, sondern selber an der Musik teilhaben.

Was passiert beim Kirtan-Singen?

Wenn man in der Gruppe singt, entsteht etwas Grosses. Man fühlt sich irgendwie vertraut mit all den Fremden um einen herum; es ist grösser und intensiver als das eigene kleine Lebenskonzept. Das

Singen öffnet emotionale Türen und auch die neurobiologischen Vorgänge beim Chanten sind interessant: Sie steigern unsere Leistungsfähigkeit und verbessern unser Wohlbefinden.

Erzählen Sie uns etwas über den Ursprung des Kirtans.

Er geht aus der Yogabewegung des 15. Jahrhunderts in Indien hervor. Eines seiner Hauptmerkmale ist das Prinzip von «Call and Response», wie man es auch aus Gospel und Jazz kennt. Jemand gibt Melodie und die Worte vor, die Gruppe antwortet. Mit der Zeit steigern sich Intensität und Rhythmus des Kirtans. Eine wichtige Rolle spielt Sanskrit, eine der ältesten überlieferten Sprachen. Ihre elementaren Laute sind uralte und bilden die Mantren, die meistens aus Namen und Beschreibungen des Göttlichen oder des universellen Prinzips bestehen.

Im Plattenladen findet man Ihre Musik unter «Worldmusic» – ist das treffend?

Es ist mir viel lieber als «New Age», obwohl ich nicht genau weiss, was Worldmusic genau bedeuten soll. Ich mache Musik und lebe in dieser Welt, das Label ist so gesehen nicht ganz unpassend. Was mir am Kirtan gefällt: ich kann Einflüsse wie Flamenco, Jazz, ostindische Musik, Bluegrass, Gypsy und Stadionrock miteinander verbinden.

Wie können Sie bei ihrem unglaublich gedrängten Tourplan die innere Ruhe bewahren?

Meine Band und ich haben gelernt, den manchmal schwierigen Umständen «ins Gesicht zu lachen». Ich pflege keine besonderen Rituale vor dem Konzert, wenn ich anfangen zu singen, fühle ich mich wohl. In acht Tourjahren habe ich kein einziges meiner über 1000 Konzerte abgesagt und noch nie meine Stimme verloren. Die alltäglichen Schwierigkeiten beim Reisen sind für mich eine Art bewegte Meditation geworden.

Mit wem treten Sie an Ihrem ersten Berner Konzert auf?

Jason Kalidas aus London begleitet mich mit Tabla, Cajon und Basuriflöte. Spring, die wunderschöne Singer-Songwriterin aus Los Angeles mit den blonden Dreadlocks, singt, spielt Gitarre, Fingerzimbelen und Tambourin.

Schweizer gelten als wenig extrovertiert, wie werden Sie sie aus der Reserve locken?

Ich bin schon mehrmals hier aufgetreten und war überrascht, dass Schweizer sehr wenig Ermutigung benötigen um zu singen und zu tanzen. Im Gegenteil, sie gehören zu den Wildesten in Europa. Wir haben viel Erfahrung im Aufbauen einer Verbindung mit dem Publikum, sobald es klatscht, ist es einfach. Abgesehen davon ist unsere Spielfreude sehr ansteckend.

Nadine Guldemann

Verlosung

Die Quelle, Bern
So., 26.10., 19.30 Uhr
www.die-quelle.ch



«Das Singen öffnet emotionale Türen»: der amerikanische Chant-Künstler Dave Stringer.

Smalltalk

Mit Simon Libsig, Poetry
Slammer und Autor



Simon Libsig, was ist für Sie ein guter Text?

Er überrascht in seiner Form und berührt mich inhaltlich – egal ob ich laut lachen muss oder mitleide. Ein Slam-Text sollte nie nur aufgrund der Performance überzeugen.

Erkennt sich das Publikum in Ihren Texten wieder?

Das ist zumindest ein Ziel von mir. Ich versuche immer eine Welt zu zeigen, die aussergewöhnlich erscheint, in der man sich aber trotzdem zu Hause fühlt. Ich versuche Charaktere zu schaffen, mit denen man sich identifizieren kann, selbst wenn es sich dabei um ein Sparschwein handelt, das tragisch zu Tode kommt.

Sie gelten als einer der grössten Bühnendichter der Schweiz, haben aber auch in Deutschland Erfolge gefeiert. Unter anderem gewannen Sie 2003 und 2007 den grossen Poetry Slam von München. War es schwer, sich als Schweizer durchzusetzen?

Als Schweizer habe ich nicht zwingend schlechtere Chancen. Die deutsche und die Schweizer Slam-Szene sind durchmischt, man kennt sich. Was zählt, ist die Qualität der Texte – das Publikum ist die Jury. Als ich in München das erste Mal spontan teilnahm, war dies mein zweiter Slam überhaupt. Ich präsentierte meine beiden ersten Texte. Der Exotenbonus hat mir wohl geholfen.

Nach der «Trostmaterial»-Tour, bei der Ihre Texte musikalisch begleitet wurden, starten Sie Ihr erstes Soloprogramm. Simon Libsig ist nun «Bissig in Moll».

Das ist ein Anagramm, eine Wortspielerei mit meinem Namen, die auch inhaltlich passt. Meine Texte zielen nie nur auf die Pointe ab. Sie beinhalten beides, sowohl das Bissige, bei dem auch gelacht werden darf, wie auch die Moll-Töne, die traurigen Komponenten. Zwar will ich aufzeigen, was mich stört und beschäftigt, letztlich haben meine Texte aber immer diesen Hoffnungsschimmer, sie enden nie dramatisch.

Ihre Figuren sind häufig Träumer, Leute mit Plänen, die sich in ihrer Lebenssituation gefangen fühlen.

Die Charaktere in meinen Geschichten sind an einem Wendepunkt in ihrem Leben, einem Krisenpunkt. Erst wenn Leute in einer Krise stecken, merkt man, wie sie wirklich sind. Was zählt ist, wie man dann reagiert – vorher kann man sich verstellen.

Was inspiriert Sie zu Ihren Geschichten?

Das Leben um mich herum, der Alltag. Meine Figuren sind eine Sammlung von Eigenschaften, Motivationen und Träumen von Menschen um mich herum. Ich nehme viel wahr und beobachte gerne. An einer Bushaltestelle überlege ich mir zu einer Person, was sie wohl für Träume hat, welche Krisen sie bereits durchlebt haben könnte. Geschichten gibts überall, man muss nur Augen und Ohren offenhalten. Mariana Raschke

Ono, Bern. Do., 23.10., 19.15 Uhr
www.onobern.ch

Intime Einblicke in Klees Künstlerbuden

Paul Klee hat in seinem Leben in vielen Räumen Kunst erschaffen. Anhand der Stationen könne man genau nachvollziehen, wie sich seine Arbeiten entwickeln, sagt Kurator Michael Baumgartner. Die Ateliers und Techniken des Künstlers stehen daher im Mittelpunkt der Ausstellung «Bewegung im Atelier» im Zentrum Paul Klee.

«Komm, ich zeig dir meine Bude!» Damit meinen Kinder einen Verschlag aus Holzbrettern und Ästen, den sie im Wald zusammengebaut haben. Diejenigen, die das Hotel Mama verlassen, meinen damit stolz ihre erste Wohnung. Doch einer hat mit «meine Bude» etwas ganz anderes umschrieben: Der 17-Jährige Paul Klee nannte so sein erstes Atelier, ein Zimmer in der elterlichen Dachwohnung an der Marienstrasse 8 im Berner Kirchenfeld. Heute gibt es das Haus Nummer 8 so nicht mehr. Aber mit grossformatigen Fotografien dieses und anderer Ateliers gewährt uns die Ausstellung «Bewegung im Atelier» im Zentrum Paul Klee (ZPK) einen Einblick in die Orte, an denen die Bilder entstanden sind, die heute auf dem Kunstmarkt für mehrere Millionen Franken den Besitzer wechseln.

Mit dem Pinsel im Kochtopf

Nach seiner Schulzeit in Bern zog der in Münchenbuchsee geborene Paul Klee nach München an die Zeichenschule Knirr. Dicht an dicht stehen die Staffeleien seiner Mitschüler in einem Raum, wo diese sich dem Aktstudium widmen, wie auf einer Fotografie zu zusehen ist. Als nächste Station folgt Klees Atelier in der Ainmillerstrasse in München. Vor dem Grundriss der Wohnung in der Ausstellung stehend, erfahren wir von seinem Sohn Felix via Lautsprecher über das Leben in der Dreizimmer-Wohnung: Lily, Paul Klees Frau, verdiente mit Klavierstunden den Lebensunterhalt der Familie. Paul malte in der Küche, rührte mit dem Ende des Pinsels in den Kochtöpfen



Der geräumige Atelierraum in Dessau 1926 hatte ein grosses Fenster und gleichmässigen Lichteinfall: das Fenster zeigte Richtung Norden.

und malte dann weiter. Wenn Felix allzu sehr um ihn herumwuselte, brachte er ihn kurzerhand zu Wassily Kandinsky, der in der gleichen Strasse wohnte. Weiter führt die Atelierreise im ZPK in das Schlösschen Suresnes in München. Eine Fotografie mit besonderem dokumentarischem Charakter: Werke von Klee, die an der Wand des Ateliers hängen, tauchen später in anderer Form wieder auf. Denn Klee hat viele der hier fotografierten Arbeiten später weiterbearbeitet, zerschnitten und neu zusammengesetzt. Eine Besonderheit, die sich Kurator Michael Baumgartner ausgedacht hat, fällt dabei sofort ins Auge, ein Bild im Bild sozusagen. Einige Werke, die im Foto an der Wand im Atelier zu sehen sind, hängen jetzt als Original an genau der Stelle auf dem vergrösserten Foto und holen die Vergangenheit in die Gegenwart. Manche der gezeigten Atelierräume existieren heute nicht mehr, überlebt haben jenes am Bauhaus in Weimar und Dessau. Bis heute wird Klees Weimarer Atelier von einem Künstler genutzt und ist dabei fast noch genauso eingerichtet

wie vor 85 Jahren, wie zwei Fotografien zeigen. Wieder zurück in Bern im Dezember 1933, bezieht Klee ein Atelier am Kistlerweg 6. «Hier, in dem kleinen Raum, malte er ausgerechnet seine grossformatigen Bilder, obwohl doch so wenig Platz war», erzählt Michael Baumgartner in der Ausstellung vor der nachgebauten Ateliersituation.

Ein mathematisches Farbenwirrwarr

Neben den Fotografien und Bildern Klees vermittelt die Ausstellung aber auch die vielen Techniken des Künstlers. Wer weiss schon, was ein Ölpauseverfahren oder die Spritztechnik ist, wie lange sich eine Leinwand hält oder wie intensiv die Pigmente der verwendeten Farben wirklich leuchten? Filme, Skizzen und ein schillernd bunter (Pigment-)Schaukasten klären auf: Klee hat sich seine Farben aus Pigmenten und Bindemitteln selbst gemischt. Und sich dabei mit fast mathematischer Exaktheit den Kopf zerbrochen. Die Kombination von Farbvarianten, ja selbst die Aufteilung der Farben auf der Palette

hat er mit geradezu wissenschaftlicher Akribie betrieben, wie Skizzen und Zeichnungen deutlich machen. Weniger wissenschaftlich, dafür mehr handwerklich ging es beim Spritztechnikverfahren zu: Die Farbe wurde dabei durch ein Sieb gebürstet und gelangt so in Form von feinsten Spritzern aufs Papier. Daneben entwickelte Paul Klee das Ölpauseverfahren als eigenständiges Kopierverfahren: Ein Blatt Papier bestrich er mit schwarzer Ölfarbe und legte dieses mit der bestrichenen Fläche nach unten. Darunter lag ein weisses Blatt Papier. Ganz oben kam die fertige Zeichnung drauf, bei der nun die Konturen mit einer Nadel nachgezeichnet wurden. Was fast nach Blaupapier klingt und im letzten Jahrhundert in jedem Büro populär war, hat Klee himmlisch veredelt: Der berühmte Angelus Novus, der im Mai für einige Tage im Zentrum Paul Klee gezeigt wurde, entstand mit dieser Technik.

Claudia Sandke

Ausstellung bis 18.1.2009
www.zpk.org